

umgeporen, nämlich in das Januwer. Wie schon dort Bedeutendes als der wahre Künstler. Ich stelle, um Mißverständnissen vorzubeugen, hier fest, daß zwischen einem guten Handwerker und einem guten Künstler kein Wertunterschied zu machen ist.

Ein Gang durch die derzeitigen Berliner Kunstausstellungen wird befähigen was ich oben ausföhre. Wenn man das Bild von der 6r. Berliner Kunstausstellung, die am Freitag, den 21. Mai, unter Beisein des Reichspräsidenten Ebert eröffnet wurde, erwanderte, so sah man sich enttäuscht. Doch auch die „Breite Sezession“ und die „Berliner Sezession“ vermochten nichts Bedeutendes aus den Reihen ihrer Mitglieder zu zeigen.

In der „Fr. Sezession“, Kurfürstendamm, hängt ein entliehenes Bild Marc Chagalls „Der Jude.“ Dieses Werk übertrifft das ganze Berliner Schaffen in Bezug auf die Malerei. Das ist das Kunstwerk, das für uns selbst Grünwald, Rembrandt, Rubens, Dürer usw. an die Seite gestellt werden kann. Ein Kommentar würde nur eine Entweihung bedeuten. Es berührt schmerzhaft, daß von den deutschen Künstlern der tote unvergeßliche Franz Marc immer noch an der Spitze steht, dessen entliehene Bilder auch in diesen Räumen hängen. Beschlein, Kotschka, Klein, Kolbe sind längst von Jüngeren überflügelt, aber Marc hat bisher keinen Erben, vielleicht kann man Goetger parallel stellen. — Wir warten auf die Kunst der Lebenden, die Marc überflügelt und Chagall erreicht. Neben Marc sind noch Made und Campendonk als die Bedeutendsten zu nennen, deren Werke, ebenfalls entliehen, in der freien Sezession hängen, obwohl Campendonk der November-Gruppe angehört. Schmidt-Rottluff ist ruhiger, klarer und tiefer in seinen Holzschnitten geworden und dürfte als Mitglied der fr. Sezession wohl an der Spitze dieser Organisation stehen. Viehsteins rein formale Vegetationen sind schlecht im Gegensatz zu einigen Holzskulpturen Erich Sedels, die erawait zu werden verdienen. Parlatk ist nicht sehr gut vertreten.

In Gaspelalt stellen in diesem Jahre nur der Verein Berliner Künstler und die November-Gruppe aus. Die führenden Impressionisten sind in den Sezessionen, und so steht der Verein Berliner Künstler, der weit über die Hälfte des Hauses füllt, wie ein alter, milder, traustlicher Mann da, den man bald nur noch bedauern kann. Es ist nichts Frisches, nichts Lebendiges, aber auch nicht ein Werk, das Beachtung verdient auf der rechten Seite zu finden. Alle Berliner Kritiken, ohne Ausnahme von rechts bis links konstatieren daselbe. Eine Freiheit ist es, Illustrationen mit alten Bildern aus Witzblättern 5. Klasse und abgemessene Mädchen künstlerischer Art in die Ausstellung zu hängen.

Von der Dusseldorfer Künstlerkammer, die in einem besondern unter eigener Zunft ausgeführt hat, seien nur Fritz Leut und E. Gottschald hervorgehoben, die Farbe und Aufbau zu einer Reife gebracht haben und die sich in die November-Gruppe reiten sollten.

Die November-Gruppe ist, das muß vor allem hervorgehoben werden, rein. Sie duldet keine Kompromisse, und das erröhrt, trotz des vielen Unreinen. Gleichseitig mit dieser hat die November-Gruppe bei Gurlitt, Potsdamer Straße eine Ausstellung, die ihrer erhöhten Qualität wegen hier gleich mit einbezogen sei. An der Spitze dieser Gruppe steht unzweifelhaft der Bildbauer Bernhard Goetger. Leider hat er nur zwei plastische Arbeiten da, aber bekannt sind wohl seine Werke, vor allem die neuern. Goetger ist der Künstlermeister. Seine Plastiken wie seine Zeichnungen, Malereien, Skulpturen und Architektur zeugen von gleicher Reife. Bernhard Goetger gehört der November-Gruppe bewußt und hat an „Brot, Groß und Kolbe“ folgen. Den abgeklärten, farbenreichen Erlebnissen Braß und Goeß stehen die vielleicht höher einschlagenden geistlichen, tief erlebten, ich möchte sagen philosophischen Arbeiten Kobbe, die eine Verwandtschaft mit Chagall, Klee, Groß und Campendonk aufweisen, gegenüber. Belling hat ganz gute Plastiken. Farbe und Form nicht so gut. Ueberhaupt war die Plastik im vergangenen Jahre viel besser. Studenbergs Mauerelle sind besonders hervorzuheben. Die französischen Rubissen Biezies und Seger sowie der Nisse Rankstift sind vertreten. Beachtung verdienen die kunstgewerblichen Arbeiten von Schük

uno Rosenbergs. Die Metzmaleser, vertreten durch Golschaff, Ehrhardt und Dix weist trotz ihrer Kuriosität künstlerische Momente auf.

Die Gallische Künstler-Gruppe ist durch Böller und Richard Borgl auch in diesem Jahre vertreten und kann sich mit Erfolg neben den Bedeutendsten zeigen lassen. Böller hat einige Delgemalde und Skulpturen im Gaspelalt, während R. Borgl mit Mauerellen bei Gurlitt vertreten ist.

Ein Wort noch über die Architekturen. Ich empfehle jedem Architekten sich das neue Schauspielhaus (Zirkus Schumann) anzusehen. Diese Poetische Architektur ist der Grundstein zur neuen Weltarchitektur wie sie Bruno Taut, vor der Hand noch Utopie, anstrebt. Poetisch spielt mit den Massen und das Unmögliche macht er möglich. „Mit dem Zweck- und Aufbau“, das ist dort ausgedrückt. Wie ein Märchen ist dieses Theater. Zum ersten Male ist dort die Farbe und das Licht voll gewirkt worden. Die Idee an Spitze und die Form, die Gestaltung ihr untergeordnet. — Bei T. B. Neumann hat Bruno Taut seine Weltarchitektur ausgestellt. Vielen Architekten wird es sicher schwindlich werden, oder sie werden über den Utopisten Taut lächeln, oder über seine Freiheit schimpfen. Mander „Große“ bekommt Angst vor diesem Manne, der das Wahre umflutet und es wagt, mehr als ein Haus und ein Dach darüber zu schaffen; der die Welt zur Stadt, zur farbenreichen, lichtdurchfluteten Regel machen will. Das Gros der Architektenschaft sollte nur einmal den Geist dieses wahren Bau-meisters studieren und erkennen; sie würden finden, daß er ein Mensch unter Menschen ist, der die Möglichkeit der Gestaltung des realen Lebens für das Leben in unserer Zeit wohl erkennt, seine Seielung bewußt das; der aber in die Zukunft schaut und sich der Menschheit eine Richtschnur geben will. Denn die Architektur ist die oberste, die erhabenste aller Künste, die unter Mitwirkung von Plastik und Malerei, die ja nur ein Bild Architektur sein sollen, der Welt und den Völkern ihr Gesicht gibt.

Bunte Zeitung.

100 Jahre im Dienst der Technik. Jubiläum von „Dinglers polytechnisches Journal.“ In diesen Tagen blüht „Dinglers polytechnisches Journal.“ In diesen Tagen blüht ein hundertjähriges Bestehen zurück. Gegenwärtig zu einer Zeit, wo die Technik wenigstens in deutschen Ländern noch in den Kinderschuhen steckte, war es aber zwei Jahrzehnte die erste und einzige technische Zeitschrift deutscher Zunge. Ihr Begründer, Johann Gottfried Dingler, ursprünglich Apotheker, dann Besitzer einer Fabrik chemischer Produkte und einer Rattindrudrerie, wollte dieses Blatt zu einem Sammelpunkt für den technischen Fortschritt machen. In Gotta fand er einen verständnisvollen Beleger und in seinem Sohn, Dr. Emil Maximilian Dingler, einen rührigen Fortsetzer seiner Ideen, der ganz im Sinne des Vaters lange Jahre die Zeitschriftsleitung weiterführte. In mehr als 300 Bänden stellt sich die Arbeit dar, mit der „Dinglers polytechnisches Journal“ der deutschen Technik gedient hat. Sie sind ein Denkmal ihrer Entwicklung, reißvoll und lehrreich zugleich. Alle Namen steigen aus diesen Bänden auf, deren Träger richtungsgewand in der Wissenschaft und Technik geworden sind, teils in eigenen Beiträgen, teils in Berichten über ihre Arbeiten. Zur Feier des 100jährigen Bestehens von „Dinglers polytechnisches Journal“ gibt die Zeitschrift, Richard Dicks, Verlagsbuchhandlung, Berlin M 66, eine Festschrift heraus, die neben einer Geschichte der Zeitschrift eine Reihe von Aufsätzen hervorragender Techniker aus den verschiedensten Gebieten bringt.

Das beste Mittel gegen Durst ist weder Bier, Wein noch kaltes Wasser, sondern warm er Tee. Die chinesischen Arbeiter in Birma, die oft wie das Vieh von morgens bis abends arbeiten, trinken niemals kaltes Wasser. Der Hauptbestandteil ihrer Mahlzeiten ist heißer Reis, und dazu trinken sie nie etwas anderes als schwachen, warmen Tee ohne Milch und Zucker. Die europäischen Reisenden in diesen Gebieten ziehen anfangs Eiswasser vor, das unlesbar sehr gut schmeckt. Aber allmählich lehrt die Erfahrung, ein Getränk vorzuziehen, das keine schädliche Wirkung hat.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 115

Donnerstag, den 3. Juni

1920

Aus eigener Kraft.

Roman von

S. Wöl.

19. Fortsetzung. Nachdruck verboten.
„Nein, nicht an dem. Das war nur so ein Scherz, den ich überhaupt nicht begriff. Womit er mir seinen Onkel kenntlich gemacht, das waren ein paar ganz andere Worte.“

Sie sagte nicht, daß es Worte der Hochschätzung gewesen, doch der Ton sprach es aus. Und ihre Augen, in denen noch die heiße Scham brannte und die sie doch jetzt ungeheuer zu Jobst Willenhof erhob, die sprachen, sprachen für den Resten, daß der Onkel sich von dem tein falschen Bild machte.

Er sah sie nicht länger an, hatte sich halb zum Gehen herumgewandt und sagte leichthin: „Natürlich, wenn man so täglich zusammen ist, da wird von dem und jenem geredet.“

„Nein, nicht an dem. Das war nur so ein Scherz, den ich überhaupt nicht begriff. Womit er mir seinen Onkel kenntlich gemacht, das waren ein paar ganz andere Worte.“

Sie sagte nicht, daß es Worte der Hochschätzung gewesen, doch der Ton sprach es aus. Und ihre Augen, in denen noch die heiße Scham brannte und die sie doch jetzt ungeheuer zu Jobst Willenhof erhob, die sprachen, sprachen für den Resten, daß der Onkel sich von dem tein falschen Bild machte.

Er sah sie nicht länger an, hatte sich halb zum Gehen herumgewandt und sagte leichthin: „Natürlich, wenn man so täglich zusammen ist, da wird von dem und jenem geredet.“

„D nein,“ sagte Käthe voll Hüt, und an die Kehle stieg ihr die Angst: In guter Absicht für den Resten war der Onkel hierhergekommen, nun ging er verstimmt fort, und sie trug die Schuld daran. — „D nein, hier im Kontor ist keine Zeit, von anderem zu reden, als was zum Geschäft gehört, aber“ — die dunkle Blut trotz ihr bis unter die Haare wurzelt häuht, wie sie, um ihn vollends zu entlasten, aus sprach, womit sie selber sich vielleicht Mißdeutung auslegte — „den letzten Sonntag, da haben Herr Willenhof und ich einen Ausflug zusammen gemacht.“

„Einen Ausflug — so“ — sagte Jobst Willenhof und drehte sich langsam wieder zu Käthe Eiert herum. „Nun, hoffentlich gab's dabei keinen Gewitterguss wie gestern.“

„Nein, das Wetter war sehr schön“, sagte sie und ihre Stimme war aus einmal ganz leise.

„Na, das ist bei so einem Ausflug auch die Hauptache“, gab er zurück.

Und dann war er gegangen.

Die Hand hatte er ihr nicht noch einmal gereicht aber zugewandt hatte er ihr ganz freundlich — sehr freundlich. — Und nun sah Käthe Eiert wieder vor ihrer Schreibmaschine und hatte das Gefühl in beide Hände gedrückt.

Wie hatte der Onkel seinen Resten genannt? „Der schöne Rudi“ — das Wort war ihr durch und durch gegangen, als war' der schöne Rudi ein anderer, ganz ein anderer als der Rudolf Willenhof, den sie zu kennen gewöhnt hatte.

Es ging auf den Abend zu, da machte sich Rudolf Willenhof zum Ausgehen fertig, denn noch länger darauf zu warten, ob der Onkel Jobst vielleicht von letter käme, das ging bei der Dringlichkeit der Umstände nicht wohl an. Den Hut ergreifend, wollte er zur Stubentür hinaus, als draußen im Gauseln des Onkels wohnbarter Schritt vernehmbar

wurde, und ihm entgegenend, zog ihn der Reste, auch richtig erriet, ins Zimmer herein.

„Eben wollt' ich zu dir kommen, weil dich in einer wichtigen, unauflösbaren Angelegenheit sprechen muß.“

„So“, sagte der Onkel, gemächlich Blah nehmend, und sah den Resten mit der Nachdenklichkeit an, die nicht einem Augenblick von ihm gewichen war, seit er das Kontor vor August Büttelmann verlassen hatte, und die ihn schließlich auch hierher getrieben.

„So“, weiter sagte er nichts. Der schöne Rudi wartete auch nicht darauf, hielt sich auch nicht mit langen Vorreden auf, sondern hat resolut zur Sprache und bekannte freimütig: „Ich hab' eine Dummheit gemacht, Onkel Jobst, das heißt, Dummheit ist vielleicht etwas zu schroff ausgedrückt, sagen wir also Unbedachtigkeit.“

Es kam keine Antwort, nur ein krummes Warten, worin diese Unbedachtigkeit bestete.

Der Reste zog sich seinen Stuhl dicht neben den des Onkels und legte ihm gemächlich zutraulich die Hand aufs Knie. — „Ich brauch' einen guten Rat, Onkel — 's ist eine Gewissensfrage — und du wärst doch auch mal jung.“

Jobst Willenhof witterte auf wie ein Jagdhund, dem plötzlich eine Fährte aufstieß. Aha, also darauf ging's hinaus! Und das es darauf hinausrief, machte ihn auf einmal so guter Laune, wie er's seit langem nicht gewesen. Aber nicht vorzueilen! Rausreden sollte der Junge mit dem, was er eine Dummheit nannte und was vielleicht die geschickte Tat seines Lebens war.

„Und wußt du auch mal jung wärst“, fuhr der Reste fort, „wirst du auch ein Verständnis dafür haben, wie es was auch dem Besonnensten passieren kann, wenn die Umstände danach sind.“

„So wartend sah ihn der Junge an, daß er jetzt doch wohl auch etwas sagen mußte. Und Jobst Willenhof fragte: „Soll das etwa heißen, daß du dich — verplümpert hast?“

„Verplümpert“ — der Reste lächelte ein wenig und leute sich gleichzeitig etwas steifer auf — „das ist in bezug auf die, um die sie's handelt, wohl nicht ganz der passende Ausdruck — aber was du damit andeuten willst — ja, damit himmt's schon gewissermaßen.“

„So — foot“ — dehnte der Onkel, und seine gute Laune erfuhr noch eine weitere Steigerung. Geheil ihm von dem Jungen, daß der mit so was nicht mal in Worten leichtfertig umsprang, und nun leute er sich noch geerdeter auf, sah dem Onkel frank und frei ins Gesicht und betannte: „Die Wahrheit ist, so ganz einzig mit mir: „Soll ich — oder soll ich nicht?“ — bin ich im Grunde noch nicht gewesen — so dich und das hätte doch am Ende dagegen sprechen können — ich dacht' aus daran, was du selber mal gesagt.“

„Ich“ — Maholtes Erstaunen. „Wann war' denn das gewesen?“

Der Reste machte eine verwisshende Handbewegung. „Schwamm drüber; wenn du's vergessen hast, dann um so besser. Dann sag' mir jetzt also bloß deine Meinung, Onkel Jobst, wie sich wohl eher weiter zu verhalten hat, der sich einer jungen Dame gegenüber zu einem Ruch hat hinreich lassen, zu dem ihm eigentlich noch kein Recht zustand!“

Also bis zum Ruffen war's schon gekommen, und bei so was fragte ihn der Spitzhute um Rat? War das Jux, oder hatte er zu eine Verhöhnung, wie der Erbkofel das Dumm und Dumm solcher Ruchthät aufzählen könnte?

Er zog ein grümmiges Gesicht. „Nach meiner Meinung fracht du? Ich glaube, in so was weilt du besser Rechtsteb

als ich. Zu meiner Zeit da hieß es: Ein Kuß in Ehren — und wenn das Mädel nichts dagegen hat! —
„Die junge Dame, Onkel“, betonte der Neffe nochmals, als läge da der Schwerpunkt.
„Nun meinestwegen, junge Dame“, für mich war's die Hauptfrage, ob's ein unschuldiges, unbescholtenes Mädchen ist.“

„Anderem hätte wohl kein Grund für mich vorgelegen, Onkel Jobst, mit meiner Gewissensfrage zu dir zu kommen.“
Es war in erstem Tone gesagt, und mit erstem Gesicht sah der Neffe da. Wahrhaftig, er gefiel dem Onkel immer besser. Und war's auch ziemlich durchsichtig, warum dem Jungen bei solcher Sachlage dermaßen an seiner Ansicht und Meinung gelegen war, wo wußte doch Jobst Mühlenhof auch für seine Person den Wert des Geldes so gut zu schätzen, um es einem anderen nicht weiter zu verfallen, wenn der in solcher Beziehung alle zweideutigen Rücksichten walten ließ. So setzte nun auch er sich etwas fester auf und meinte: „Für mich kann's, wie gesagt mal darauf an, wie sich die Betreffende bei der Geschichte verhalten hat.“

„Selbstverständlich tadellos.“
„Das heißt — sie ließ sich's gutwillig gefallen?“
„Gefallen! Im Gegenteil!“ rief der Neffe ganz empört über solch träge Annahme. „Sie sagte es als Beileidigung auf.“

Der Onkel verriet durch seine Miene, wie diese Aufstellung ganz nach seinem Herzen war. „So — na und du?“
„Ich — na, ich“ — wie verlegen fuhr sich der Neffe durch das blonde Haar — „Gott, was einer in solchem Falle dann so alles sagt — das — das —“

„Das heißt: Du hast ihr daraufhin einen Antrag gemacht“, ergänzte der Onkel die störende Rede.
„In des Neffen Augen glomm ein heimliches Freudenleuchten auf, daß der Onkel das gewichtige Wort, dem er zuhörte, so schicklich und eine Selbstverständlichkeit auszusprechen, daß da war auch noch anderes, aber das er sich erst richtig vergegenwärtigen wollte, und so schüttelte er den Kopf. „Rein, das tat ich nicht — wenigstens nicht so geradezu mit Worten, aber ich hab' das Gefühl, als ob mir nun eigentlich nichts anderes mehr übrigbliebe, und ob sie alles Recht hätte, darauf zu warten.“

„Am“, machte Jobst Mühlenhof. „Daß die Sache bereits so spruchreif war, überraschte ihn doch. „Und seit wann meinst du, daß sie ein Recht hat, darauf zu warten?“

„Zeit geftern.“
„Zeit — geftern!“ rief wütend verblüfft der Onkel. „Ja, ich denke, du hast sie nicht wiedergelesen, seit — seit —“
„Stimme auch, Onkel“, nickte der Neffe, „und geftern, das war der reine Zufall. Wir hatten den Abend zusammen verbracht — die Mutter war selbstverständlich auch dabei.“

„Die Mutter war auch dabei!“ Aufgebracht schlug sich Jobst Mühlenhof aufs Antlitz. — „Ja, hält' ich alter Esel mit dem da so einen Bären aufbinden lassen?“

„Jetzt war's an dem schönen Rubi, nicht mehr zu begreifen, während ihn gleichzeitig der offensichtlich Umwälzung in des Onkels Raume mit Besorgnis erfüllte. Doch sagte er ruhig und mit Würde: „Natürlich war sie dabei. Eine junge Dame ihres Standes geht doch nicht allein mit einem Herrn aus.“

„So? Da war also die Mutter auch mit von der Landpartie?“
Er brach ab, fuhr sich an die Stirn, als steige ihm dahinter plötzlich ein ganz anderer Gedanke auf, und den Neffen durchdringend anblickend, fragte er: „Sag' mal — von wem redest du eigentlich?“

„Von wem? Ich dachte, du hättest das mit deinem Scharfsinn gleich durchschaut — von Baroness' Urmgard von Köhlyt rede ich.“

„Von Exzellenz!“
Ein Lachen brach aus ihm heraus und schüttelte ihn förmlich. Dann war die bestirnte Erregung, die sich fälschlich über ihn geworfen, ein rotes Tuch, ebenso plötzlich wieder abgeglichen, und kalt und ruhig sagte er: „Du hast ganz recht, ich hält' von vornherein wissen müssen, daß sich die- nese gleichen ja doch durchs Leben getreu bleibt. Nur daß de-

nen das Messer so sehr an der Kehle hegt, das wußt' ich doch noch nicht so genau.“

„Denen“ — es hörte sich an wie in Geringachtung ertönt. „Aber der Neffe fand es nicht für nötig, jetzt eine Lanze für ihre Exzellenz und Baroness' Armee zu brechen. Er sagte nur: „Ich kenne ja leider keine Anstalten in jungem Punkte, Onkel, und kann nicht annehmen, daß die so schnell sich ändern. Ich sagte dir auch schon, daß bei mir selber die Sache noch keineswegs so spruchreif gewesen war, aber es gibt Augenblicke, wo die Stimmung und das ganze Drum und Dran einen beinahe gegen seinen Willen zu so was bringt.“

„Mit scharfen Rud drehte sich der Onkel wieder dem Neffen zu. „Soll das heißen, daß sie dich durch schlauen Trid dahin gebracht?“

„Wenn er's dabei ließe, sich auf die Art wenigstens in etwas des Onkels Sympathie zurückgewann? Doch der schöne Rubi schüttelte stoch den Kopf, als vernehme er es, läch auf Kosten anderer reinzubrennen.“

„Rein, Onkel, nicht von ferne. Die Schuld liegt ganz allein bei mir.“

„So. Nun, da du ja, wie du sagst, dein Gutmachen wollen bereits in Aussicht gestellt hast, wird sich ja beiderseits alles in Wohlgefallen auflösen.“

„Darüber bin ich mir noch keineswegs sicher“, war die verhaltene Entgegnung. „Ich betrachte es im Gegenteil durchaus nicht für ausgeschlossen, daß der Bruder der Baroness, der in Potsdam bei der Garde steht, mir heut oder morgen in ganz anderer Weise seine Meinung zugehen läßt. Wenn er nicht.“

„Wem er's nicht ständesgemäßer findet, dir hat der Duellforderung nur eine runterzuhauen“, ergänzte mit eiskalter Kälte Jobst Mühlenhof. „Aber ich dein' mir, das wird ganz, je nachdem, wie die Exzellenzen die Fingern stehen. Und nun will ich dir mein Letztes zu der Sache sagen: Was du dabei zu tun oder nicht zu tun hast, wirst du am besten wissen. Nach' was du willst, hehrate, wen du willst, mich geht's nichts an. Aber da zwischen uns noch was Unausge- tragenes steht, wollen wir auch das gleich ins reine bringen. Deine Wette hast du gewonnen, das befreit' ich dir nicht, und daß es dabei nicht einen Pappenstiel gehen sollt', hatt' ich mir so gut gesagt, wie du dir selber. Ich hatte mir auch, als ich von drüben rückertam, so einen angefahren- inschlag gemacht, bis zu welcher Höhe ich gehen wollte, falls eine Geschäftsvergrößerung oder so was der Art für dich vor- teilhaft sein könnte. Ich tret' auch jetzt nicht von dem zu- rück, was ich mir vorgenommen hatte, und ich werde dieser Tage auf der Deutschen Bank 100.000 Mark auf deinen Namen deponieren, aber die du dann ganz nach Belieben ver- fügen kannst.“

(Fortsetzung folgt.)

Gastspiel.

Von
Eduard Berberich, München.

(Nachdruck verboten.)

„... Künstlerblut!“ erbigte der gute Direktor. Die hübsche, blonde Schwiegertochter hatte gespannt zugehört. D. ihrem Schwiegerpapa war eine, allerdings sehr ver- gangene, lebensmüde Bergangenseit nachzuräumen. Dieser fuhr, als Fachmann, fort:

„Was unterscheidet denn den Komödianten von ehedem von unsern modernen Schauspielern? Diese sind gesucht, gewiß — aber jene waren mindestens ebenso gesucht. Sie sogen schon brav mit ihrem Theatervornamen von Stadt zu Stadt, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, Geld und Ruhm einzubehelmen das Publikum sich zuzuschauen zu hören. Man behaupte die Schmeichelei der Komödianten nicht! Ihr Leben war beständiger als das Leben unserer gemessenen Hof- schauspieler. Sie waren zuvorden, obwohl ihnen der Wagen recht häufig vor Sanges Anrute. Sie hatten, was sie wollten: sie wirkten! Sie hatten ein Publikum, jeder seines, in jeder Stadt. Sie konnten dagumal aber auch eher wirken: die Bühne war klein, man spielte fast in- mitten der Zuschauer. Die Tragödien oder Komödien ent- wickelten sich gewissermaßen aus dem Publikum heraus.

Bühne und Zuschauerraum waren verwachsen miteinander. — Die „Affäre“ wurden gefeiert, in jeder Stadt. Und den Beifall braucht der Schauspieler, und die Schauspielerin mehr als alle anderen Künstler; sie reproduzieren nur, schaffen nur für den Augenblick, für das Publikum, das gerade vor ihnen sitzt. Also warten sie auf das Märchen, haben das Bedürfnis, unmittelbar die Wirkung ihres Spiels zu fühlen, und werden bestimmt, wenn das Publikum nicht misgeht — wollen nicht allein gehen, aus sich heraus- gehen! Es ist falsch, anzunehmen, daß sie ihre Rollen spielen nur der Rolle zuliebe, oder daß sie für sich spielen. Sie spielen nur für euch, für alle, wollen wirken, auf möglichst viele wirken.“

Eigentlich, möchte man meinen, sollten sie sich jetzt sehr glücklich und gut ausgehoben fühlen in ihren festen Aulien- tempeln, in ihren kontrastlich festen Stellungen, im Wohl- being aller bürgerlichen Lösung. Tatsächlich halten das die Guten und Besseren unter ihnen nicht aus. Sobald sie einen freien Monat, einen Erholungsurlaub haben, gastieren die modernen Komödianten wie die alten, wenn es nur irgend- wie und wo geht. Sie wollen vor ein neues Publikum, sich eine neue Gemeinde erobert, ihr Wirkungsgebiet erwei- nern, überall gesehen und gehört werden, überall bege- herte Anhänger haben: der ganzen Welt ihre Kunst zeigen, sich die Welt erobert, großartig erobert.

Aber großartig können sie ja immer, die Schauspieler. Ob ihre Sprache verstanden worden ist oder nicht, überall haben sie gespielt. Großartig haben sie immer nach der größten Wirkungsgröße getrebt. Nicht etwa allein des Geldverdienens wegen, in der Hauptfrage: um zu wirken. Nicht etwa allein, um Boeten oder Stücken zum Sieg zu verhelfen, in der Hauptfrage: um selbst zu siegen!

So ist es auch heute noch. Das gleiche Künstlerblut treibt sie in die Welt hinaus, in der Welt herum; läßt sie, die Gelehrten der großen und größten Bühnen, in kleinen Stadttheatern gastieren. Sie wissen, daß sie sich dort den Sieg „spielen“ leicht erzieht, daß sie „absteigen“. Also nehmen sie auf ihrer Kunftreise durch das Land den raschen Sieg mit in der Wästel, sich so den Dämon Publikum zu er- zwingen. Überall kämpfen sie für sich, in rastlosem Ego- ismus. — Was unterscheidet also in diesem Punkte unsere modernen Bühnenkünstler von den alten Komödianten?“

„Das war im Altertum auch schon so“, warf sein jün- ger Sohn, der Gymnasiast ein und dachte an Sappho.

„Natürlich“, sagte der Vater. „Das wird immer so bleiben. Trotz bürgerlicher Anerkennung, Orden für Kunst und Wissenschaft und Pensionen, ihren Bedürfnis sein.“

„Es muß etwas Besondere an sich haben, überall gefeiert zu werden“, sagte die Schwiegertochter, die einst selber zur Bühne gehen wollte.

„Besonders in der Einbildung eines jungen Mädchens- Backschräume lassen es häuslich und Familie, alles Dinge, die es besitzt, gering einschätzen. Deshalb drängen so viele Mädchen zur Bühne: aus Angst vor einer allzu normten, spießigen Zukunft! Sie wollen heraus aus der Einbildung des Familienlebens. — Das Weib liebt es, Sensation zu machen, in Ehren, verheißt sich, in aller Deute Mund zu sein, will angestimmt und beneidet sein, zeigt sich gern, läßt sich begaffen, empfindet Bewunderung, wenn es sich auf der Bühne in einem Kostüm zeigen kann, das allenfalls einen knappen Reiz für seine Weiblich- keit abgibt. So weit reicht die Wirkung der Natur, Er- ziehung nicht: es mühte sich zwar schämen, seinem Vater, seinen Brüdern in einem solchen Gewand unter die Augen zu kommen — die Bühne hat kein Weibstum bereit, es „Erziehung“ vergessen lassen. — Auf ihr will es nicht mehr und nicht weniger sein als Weib, will wirken, wirken, wirken — sei es durch Entfaltung des Körpers! Es empfindet das auf der Bühne nicht als Profanierung, als Reduktion, weil es allen zugute kommt! Während der Mann sich in der Densitätlichkeit eher beugt, gehemmt fühlt, wird das Weib frei, siegesbewußt frei: Was vor alter Jugend vor sich geht, ist erlaubt, kann nicht unfittlich sein, eben weil alle daran Teil haben! Erst des Blutes! Es will sie alle befragen, alle, jeden einzelnen, alle befragen, von der Bühne herab.“

„Wenn es das kann...“ sagte seine Frau.
„Ich nehme es ihm ja nicht übel, im Gegenteil: jeder muß und soll versuchen, sich anzubringen. Der eine durch Geiste, der andere durch Schönheit. Jeder nach Kraft und Weise. Schönheit ist schließlich eine Eigenschaft, die den meisten Menschen genügt, besonders bei einer Schauspielerin, die richtig verwendet wird, d. h. eine Rolle bekommt, die seine ist. Oft genügt ihr das selbst — hat sie doch, was

sie will: sie wirkt, stellt also fogerweise seine Rolle spielen wollen, die sie nicht spielen kann. Aber davon war ja nicht die Rede. Wir sprachen von unserm Gott. Eine Schau- spielerin ist schön, wenn sie ihre Rolle schön spielt. Ein schönes Mädchen wirkt auch, oder vielleicht nur, wenn es nicht auf der Bühne steht. Eine alte Sade: auf der Bühne schön, im Leben häßlich — und umgekehrt.“

„Das Leben einer Schauspielerin muß unwiderwoll sein.“ sagte die junge Frau träumerisch. „Wundervoll“, sagte der Direktor. „Was man gern tut, — und wenn man es kann...“ Pause. „Ich bin auch so zufrieden“, sagte sie endlich. Und setzte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von
Richard Borgl.

Der Wille und die Form der künstlerischen Gestaltung sind individuell. Das Erleben ist gemeinsames Gefühl einer Generation. Gemeinamteilsgefühl kann aber nur entspringen einer gemeinsamen Weltanschauung. Die Weltanschauung der Zeit der Gotik; und erst jetzt wieder fühlen gefühlstarke, weitgehende Menschen das harmonische, von Menschenliebe getragene und von Egoismus befreite Leben. Das Volk, getragen von Liebe und Glauben ist auferstanden; und das ist auch die Wiegeburt der Kunst. Es ist nicht wahr, daß die Kunst über den Leben steht und nur rein ästhetischen Wert hat. Der Künstler ist qualvollster Mensch und als solcher kann er nur seine Gefühle, die die Gefühle des gesamten Volkes sind, wiedergeben. „Gott-Künstler“ ist eine Irranschauung einer chaotischen Zeit, einer Zeit, die nur von einzelnen Menschen getragen wurde, aber nicht von einem Volke. — Ist das Wissen, das Verlangen und daraus erwachend das künstlerische Gestalten einer reinen Zukunft. Tendenz? Ich glaube ja! Und somit ist die Kunst tendenzlos! Der heutige Künstler ist vor allem Träger der neuen Weltanschauung und ihr Erläuterer, und er erhebt sich nur soweit über das tägliche Leben, als er als Künstler über den politischen Parteiprogramm steht; vielleicht zu Schanden; denn darum, daß er den politischen Parteien fernbleibt, ist seine wissenschaftliche Lage so außerordentlich tröstlich.

Der Kampf zwischen der alten und der neuen Kunst ist aus- getragen. Die Entscheidung ist gefällt. Die neue Kunst ist da, sie hat gesiegt; obgleich noch verwestete Hah- gebänge auf die Expressionisten losgelassen werden. Soll ich etwa ein Mensch, der vorwärts zu einer neuen Welt will, Erbauung an Plastikern und Bildern, die die Natur wieder- geben sollen (sie können es nie) haben, die den Abtatsch haben sollen als das Erleben, als das Gefühl? Wir wollen Werke voll pulsierendem Lebens, voll Aktualität und wieder voll von ruhigen, weltumspannenden harmonischen Lebens. Wir sehen uns nach den neuen Menschen, nach den Menschen mit Herz und Gemüt. Wir leben die Natur wie uns selbst und gehen auf in dem unendlichen Kosmos; aber wir sehen eine Entweihung der Natur, wenn man versucht, sie nachzupfeifen oder den Körper des lebendigen Menschen im toten Gestein „naturgetreu“ wiedergeben. Wir lehnen jede Festschheit ab und wollen nur Erlebnis. Wir wollen Werke von Künstler- menschen die mit dem Volke leben und nicht Produkte von individuellen „Gottkünstlern“. Kein Indiothium ist Gott oder alle sind Gott in ihrer Gemeinlichkeit.

Eine gewisse Gefahr in der neuen Kunst ist die Bildung einer neuen Weltanschauung, sonst einer neuen Rassenart. Die Formen der neuen Kunst, vor allem des Kubismus, werden gewissen Formen folgen zugrunde gelegt und so auf alles angewandt. Die Weltanschauung, die zum Teil auf Kunstschöpfung, nicht nur als Kunstgebilde, geleht wird, müssen wir be- kämpfen; der Expressionismus hat sich bereits soweit durch- gesetzt, daß wir mit der Säuberung energigefort fortzusetzen können. Ein Epigonentum hat jede Kunstschöpfung mit sich gebracht und auch der Expressionismus ist nicht frei davon. Diese Epigonentum verdammen ja selbstverständlich ganz von selbst mit der Zeit, aber in dieser Zeit, wo jeder, der den Ansel in die Sand nimmt, glaubt ein Künstler zu sein, ist es gut, wenn man diese „Künstler“ durch Ausschluß aus den Künstlerorganisationen dahin weist, wo sie weit besser